

*von Michael Surmann*

## **Geschmacksache**

„...darf ich das Wort für die folgende Rede unseres Weltgeschmackskongresses für Musik an den deutschen Denker und Bewahrer der Werte, Trebor Faust, übergeben.“

Ungefähr achthundertundzwanzig Menschen sowie einige Dutzend Journalisten warten in der Pariser Jean de Fabier-Kongresshalle auf meine Worte. Bei der Nennung meines Namens erhebt sich wie jedes Mal ein Raunen, das in leises Gemurmel übergeht. Als ich die Bühne betrete, weicht dieser zärtliche Lärmpegel, ebenfalls wie üblich, einer gebannten Stille. Gelassen schreite ich zum mahagonifarbenen Rednerpult. Meine Haltung und mein Gesichtsausdruck verraten die Souveränität eines Mannes, der weiß, wie man einen Konjunktiv benutzt. Auf dem Pult wartet ein Glas Wasser auf mich. Welch unschöne Sitte. Meine erste Handlung besteht darin, eine Hostess heranzuwinken. Das nervöse kleine Ding kommt mit hochrotem Kopf in leicht gebückter Haltung zu mir, so wie es Menschen tun, die während eines Kinofilms vor der Leinwand hergehen. Ich drücke ihr das Glas in die Hand und sage, obgleich zu ihr gewandt so, dass man es durch die Lautsprecher hören kann:

„Gewaschen habe ich mich schon, bringt mir Bier!“.

Schließlich sind wir auf einem Musikkongress. Das schnell herangeschaffte Bier mustere ich mit Kennermiene, um mir sodann den Respekt des Publikums zu sichern, indem ich es in einem Zug leere. Anerkennendes Raunen. Ein kleiner, in siebenundzwanzig Sprachen simultan übersetzter Räusperer, ermahnt die achthundertundzwanzig Gäste alsdann zur Ruhe. Der folgende Rülpsen bedarf keiner Übersetzung. Er parodiert diese Ruhe. Ich verlange ein weiteres Bier. Dann schicke ich mich an, von wichtigen Dingen zu berichten.

„Sehr geehrte Damen und Herren. Musik ist ein Kristallisationspunkt unseres Wertesystems. Dies werde ich ihnen erklären.“

Mit einem Schlag, mit einem Faustschlag, sind die Hörer gegen ihre Stuhllehnen gedrückt. So muss es sein.

„Die meisten von Ihnen kennen die Redewendung ‚Das ist ja schön und gut, aber...‘. Nach diesem ‚aber‘ folgt dann in der Regel etwas Abwertendes. So abwertend, dass die Begriffe ‚schön‘ und ‚gut‘ beinahe zu Schimpfwörter werden. Meist wird damit materiell erfolgloses Tun disqualifiziert. Die Redewendung ‚Schön und gut‘ dokumentiert somit durch ihre negative Belegung einen Werteschiefstand unserer Gesellschaft.“

An dieser Stelle lasse ich meine Augen sanft, aber doch mit dem ihnen eigenen Stechen durch den Saal schweifen. Meinen Zuhörern steht Überraschung ins Gesicht geschrieben. Die Frage, die ich stelle, verbalisiert ein Gefühl, das den meisten von ihnen bereits seit langer Zeit innewohnt, dass sie in Ermangelung meiner analytischen Fähigkeiten jedoch nie zu fassen bekamen. Ich fahre fort.

„Tatsächlich sind das Schöne und das Gute jedoch – natürlich zusammen mit dem Wahren - die einzigen Grundwerte aller Menschen. Jeder orientiert sich an ihnen, bewusst oder unbewusst. Mit allem Handeln wollen wir Gutes, Schönes oder Wahres erreichen. Für uns selbst oder für andere. Für wen, das ist durchaus eine sehr entscheidende Frage in moralischer Hinsicht, aber dies ginge an dieser Stelle zu weit. Ich verweise hier auf Immanuel Kant, der, wie Sie sicher wissen, die Grundsäulen dieser Erkenntnis in das Fundament menschlichen Wissens gerammt hat. Was sie nicht wissen, ist, dass dies auch für Musik gilt.“

Zeit für das nächste Bier. Ex. Lecker.

„Unterstellen wir zunächst, dass die meisten Menschen einen eigenen Musikgeschmack besitzen. Die Betonung liegt auf dem *eigenen*, nicht auf dem *Geschmack*. Nicht selbstverständlich, aber nehmen wir es an. Entscheidend dafür, ob man ein Lied mag oder nicht, ist, so meine These, das *Gute* und das *Schöne* eines Liedes, sonst nichts. Nun stellt sich weiterhin die sehr tiefgehende Frage, ob ein Lied in erster Linie schön oder in erster Linie gut sein muss. Der Einfachheit halber nenne ich ein Lied *schön*, wenn es angenehm zu hören ist. *Gut* soll für ein Lied bedeuten, dass es eine vernünftige Aussage hat, also zum Beispiel eine besingenswerte Lebenseinstellung oder etwa das Anprangern eines Missstandes. Ob das nun explizit durch die Wortwahl oder nur durch eine bestimmte Art und Weise des Auftretens geschieht, soll uns so wenig kümmern, wie ob in diesem Augenblick dem Schweizerischen Verkehrsminister der große Zeh juckt.“

Dieser kleine Ausflug in die Anatomie eines Mannes in Verbindung mit dem Wort „Verkehr“ ist die Berechnung eines Meisters. Was wie ein belangloser Vergleich klingt, bereitet durch Assoziationssteuerung (Zeh = Mann ohne Schuhe) den Boden für die Aufnahme erotisierender Signale. Ich lasse wiederum meinen Blick durch den Saal schweifen, ganz wie ein Vortragender, der am Feed Back seiner Zuhörer interessiert ist. Aber natürlich ist das nicht der einzige Grund, schließlich weiß ich um die Wirkung meiner Worte. Vielmehr lasse ich meine Augen jeweils für wenige Zehntelsekunden auf einigen netten Hörerinnen ruhen, um ihnen so, verstärkt durch ein für alle anderen unmerkliches Lächeln, zu signalisieren, dass

eine kleine Chance für sie besteht, ein Klopfen an meine Hotelzimmertür könne erhört werden.

„Sowohl das Gute als auch das Schöne können subjektiv sein. So schicke ich zumindest hier als Annahme voraus, um uns eine Diskussion des subjektivistischen Relativismus zu ersparen. Natürlich schließen sich die Eigenschaften *schön* und *gut* absolut nicht gegenseitig aus, aber es ist andererseits auch nicht im Allergeringsten so, dass sie positiv miteinander korrelierten, da sich kein Mechanismus finden lässt, der für eine solche Korrelation ursächlich sein könnte. Exemplifizierung wird ihnen den Sachverhalt leichter zugänglich machen. Eine Karussellfahrt ist schön, jedenfalls meistens. Nächstenliebe ist gut, jedenfalls allermeistens. Schön, aber nicht gut, könnte hingegen ein zweiwöchiger Drogenexzess sein. Gut, aber nicht schön, kann wiederum eine Wurzelkanalbehandlung sein. Oder eine Magenspiegelung. Oder Verzicht auf Irgendetwas, das Spaß bereitet, aber ungesund ist. Wo ist nun die Brücke zur Musik?“

Ich brauche nicht zu erwähnen, wofür ich den Blick in den Saal nutze. Ich hebe mein Glas. Wofür ich dies nutze, muss ich ebenfalls nicht erwähnen.

„Man kann es folgendermaßen beschreiben: Ein Lied der Pussycat Dolls kann *schön* gefunden werden. Ich sehe Zweifel in Ihren Augen, verehrte Musikliebhaberinnen und Musikliebhaber. Ich sage nicht, dass es so ist, aber ich sage, dass man es finden kann. Andererseits gibt es im gerade erwähnten Sinn kein *gutes* Lied dieser Band, oder, falls einige Menschen dieser bedauernswerten Meinung sein sollten, so können wir zumindest mit Sicherheit sagen, dass dieses Gute nicht der Grund für eine Person ist, die Pussycat Dolls zu hören. *Gut* im beschriebenen Sinn sind dagegen beispielsweise einige Lieder von Minor Threat. Allerdings wird kaum jemand ein Lied von Minor Threat *schön* finden. Auch hier muss man natürlich wiederum einige Geschmacksexzentriker ausklammern, aber das ist nicht der Punkt. Der Punkt ist, dass man Lieder trotz, wegen oder ungeachtet ihrer Aussage mögen kann, egal welche Aussage dies ist. Falls man sie der Aussage *wegen* hört, so hört man subjektiv *gute* Lieder, hört man sie *ungeachtet* oder *trotz* der Aussage, so hört man subjektiv *schöne* Lieder. Geradezu herzerwärmend sind Lieder, bei denen sich das Gute und das Schöne vereinen. Hierzu zählen sind zum Beispiel ohne Zweifel ‚Come Together‘, ‚People are Strange‘, ‚God Part II‘, oder – ‚Panic‘.“

Natürlich meine ich mit „Panic“ den Song der Band „The Smiths“. Aber für die Menge ist es wie ein Kommando. Gegenstände fliegen auf die Bühne, einer trifft mich weich im Gesicht. Es ist ein Slip. Von meinem Gesicht heruntergeglitten, landet er auf meinen Notizen. Ich

registriere die mit rotem Lippenstift – ich hoffe jedenfalls sehr, dass es sich um roten Lippenstift handelt – hineingekritzelte Telefonnummer und stecke ihn mit eingeübter Nonchalance in meine Hosentasche. Die übrigen Gegenstände sind ebenfalls hauptsächlich Kleidungsstücke sowie ein paar Briefcouverts. Ich nutze die Zeit für ein weiteres Bier. Erst als sich meine Hörer etwas beruhigt haben, fahre ich fort.

„Hier also die Schlussfolgerung: Man kann unterschiedlicher Meinung sein, was gut ist oder was schön ist. Dennoch lässt sich eine Tendenz feststellen, die sich beim Begutachten von Jemandes Musiksammlung von Band zu Band manifestiert, nämlich, ob jemand das Schöne oder das Gute an Musik erkennt und schätzt. Nun ist solches Erkennen aber das Ergebnis einer inneren Suche, so dass es die Sehnsucht eben nach Gutem oder Schönem ist, die sich wie ein Bekenntnis in jedem Lied widerspiegelt, das jemand mag. Daher gilt:

Wer etwa Hardcore oder Musik ähnlichen Prinzips mag, dem ist das Gute wichtiger als das Schöne. Wer dagegen klassische Girlbands oder Boygroups mag, dem ist das Schöne wichtiger als das Gute. Der Rückschluss auf das Wertesystem der Hörer ist möglich.

Ich möchte mit einer kleinen Lebenshilfe für die einsamen unter meinen Hörerinnen und Hörern schließen. Wer von Ihnen gut aussieht und dies als seine größte Stärke empfindet, sollte es möglichst bei einer Person versuchen, die gerne schöne aber belanglose Musik hört. Wer sich in erster Linie für moralisch aber, nun ja, etwas unansehnlich hält, sollte es bei Personen versuchen, die gute, aber sagen wir, leicht disharmonische Musik bevorzugen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.“

Das Publikum ist außer sich. Menschen stehen auf und lassen sich gehen. Vereinzelt fallen sich Sitznachbarn in die Arme. Zahlreiche Dinge werden auf die Bühne geworfen, Kleidungsstücke, Briefe und Blumen, hauptsächlich rote Rosen. Bescheiden aber sehr gezielt nicke ich ins Publikum. Viele Frauen, vereinzelt auch Männer, zerzausen sich die Haare und kreischen hysterisch. Die Ordner sind auf die Reaktion auf meine Rede eingestellt und können die Menge davon abhalten, die Bühne zu stürmen, um mich zu herzen oder mehr. Endlich, nach mehreren Minuten, gelingt es den Ordnern, eine Schneise für mich zu schlagen. Eine Hand in die rechte Tasche meiner extrem hippen Hose gesteckt, die andere ins Publikum winkend, verlasse ich das Rednerpult. Der Chairman geht zum Mikrofon. „Wir möchten Trebor Faust vielmals...“ versucht er sich das Gehör der tobenden Menge zu verschaffen. Vergebens.